

The background of the book cover is a photograph of a wall with a prominent vertical crack running down the right side. The wall is a light, aged yellowish-tan color. At the bottom of the image, a wooden floor with vertical planks is visible. The text is overlaid on the wall.

Nicole Glocke
Edina Stiller

VERRATENE KINDER

Zwei Lebensgeschichten
aus dem geteilten Deutschland

Ch. Links Verlag

Nicole Glocke

Ich habe mich so geschämt

Nach ein paar Tagen hatte ich mich einigermaßen gefangen. Deshalb ging ich eines Abends wieder zu Manfred Vogel, und wir setzten uns diesmal in sein Wohnzimmer. Der Kamin brannte, draußen dämmerte es bereits, eine Kerze leuchtete auf dem Tisch, wir waren umgeben von den unzähligen Uhren, deren Glocken ständig läuteten und die, wie bei meinem ersten Besuch, noch immer falsch gingen. Ich war sehr aufgeregt, schloß die Augen und fing einfach an zu reden:

Es muß kurz vor neun Uhr morgens gewesen sein. Da Sonntag war, saßen meine Mutter, meine Schwester und ich noch in unseren Schlafanzügen in der Küche und frühstückten. Es gab meine Lieblingsleberwurst, von der ich nie genug bekommen konnte. Ich dachte an die nächste Winnetoufolge im Fernsehen. Ich war richtig verliebt in Pierre Brice. Für mich war er der schönste Mann der Welt. In meinem Zimmer hingen unzählige Winnetouposter, mein Schreibtisch war ein Sammelsurium aus Reportagen und Berichten über Winnetou, Nscho-tshi, Sam Hawkens und Old Shatterhand. An meinem Schreibtisch klebten überall Postkarten, die Winnetou entweder hoch zu Roß oder tapfer kämpfend am Abgrund einer Schlucht zeigten. Die Boney M- und ABBA-Poster meiner neun Jahre älteren Schwester, mit der ich das Zimmer teilen mußte, hätte ich am liebsten abgerissen. Sie verunstalteten mein Heiligtum.

Nach dem Frühstück stand für mich aber erst einmal viel Arbeit an: Meine beste Freundin Birgit und ich hatten die Totenkopfbande gegründet. Anfangs haben wir um die Führung konkurriert, dann aber den Kompromiß geschlossen, als gleichberechtigte »Chefs« der Bande vorzustehen. Dies war ein absolut geheim-elitärer Club, bestehend aus Klassenkameraden und Nachbarskindern, mit

strengen Aufnahmekriterien: Als Zeichen der Verbundenheit mußte jeder einen Fingerabdruck hinterlassen. Unsere Sitzungen hielten wir aufgrund der Geheimhaltung immer woanders ab: mal im Wald, mal bei jemandem zu Hause, vorausgesetzt, wir waren ungestört. Wer dreimal unentschuldigt fehlte, wurde ausgeschlossen. Wir trafen uns immer montags, und ich wollte noch eine Tagesordnung vorbereiten. Erster Punkt war das Schwimmproblem eines Mitgliedes: Es brauchte Hilfestellung, um den Freischwimmer zu machen. Ein anderes Mitglied hatte dreimal unentschuldigt gefehlt. Der Rausschmiß mußte beschlossen werden. Außerdem standen für morgen grundsätzliche Überlegungen an: Wir wollten beraten, wo Gespenster und Skelette wohnten und wie ihre Häuser aussahen. Mein Vorschlag war der Weltraum, aber ich rechnete mit heftigem Widerspruch und richtete mich daher auf eine schwierige Diskussion ein.

Für den Nachmittag plante ich, zu meinem schwarzen Pflegepony Blitz zu gehen. Der Ponyhof lag nur fünf Minuten von unserer Wohnung entfernt. Ich hatte das Glück, sehr ländlich zu wohnen, mit vielen Feldwegen, wo wir nicht nur reiten, sondern auch ausgiebig Räuber und Gendarm spielen konnten. Das Aufregendste war aber der Bauernhof der Großeltern meiner Freundin Birgit. Der Hof war für uns das reinste Paradies: Wir spielten mit alten Geräten, kletterten in der Scheune stundenlang von unten nach oben und von oben nach unten, was zeitweise ziemlich gefährlich war, und liefen wie verrückt über die weiten Wiesen. Meine Freundin und ich stellten uns vor, einer von uns sei ein Lord aus dem letzten Jahrhundert, der mit einem rebellischen Sklaven fertig werden müsse. Eine bessere Kulisse als diesen Bauernhof hätten wir für unser Rollenspiel wirklich nicht haben können. Dort aßen wir auch immer unsere Süßigkeiten, die wir an der Bude für 20 oder 30 Pfennige heimlich gekauft hatten: Brausebonbons, Lakritz, Schokolade, Chips und Gummibärchen. Auf dem Heimweg war uns manchmal richtig schlecht.

Das Pony war in meiner Phantasie ein kleiner Bruder von Winnetous Rappen Iltshi, und es gab nichts Schöneres und Spannenderes für mich, als Blitz von der Weide zu holen, ihn aufzutrensen, mich wie Winnetou auf seinen sattellosen Rücken zu schwingen und mir vorzustellen, im Wilden Westen zu sein und zusammen mit den Mescalero-Apachen weiße Banditen zu jagen. Schließlich war laut Winnetou die Gefahr groß: Die rote Nation drohte unterzugehen, und ich wollte ihm auf jeden Fall treu zur Seite stehen. Er würde mich dann vor dem Schurken Santer retten und mich heiraten. Zu meinem letzten Geburtstag hatte ich ein Indianerkostüm geschenkt bekommen, und es hätte nicht viel gefehlt, daß ich damit in die Schule gegangen wäre.

In Gedanken sah ich mich schon auf dem Rücken von Blitz über die Wiesen galoppieren, als sich plötzlich ein Schatten über das Küchenfenster legte und ich ein paar Männer draußen stehen sah. Dann klingelten sie bei uns Sturm, und ich wurde jäh aus meinen Träumen gerissen. Weil meine Mutter nicht öffnete,

klopfen sie an die Wohnungstür. Auf die Frage meiner Mutter, wer dort sei, kam die Antwort, sie kämen von den Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerken wegen einer bevorstehenden Beerdigung. Meine Mutter öffnete die Tür, und es traten mindestens fünf oder sechs Männer und eine Frau in unsere Wohnung und zeigten ihre Polizeimarken. Ich spürte in mir eine tiefe Erschütterung, noch bevor diese Leute erklärten, was passiert war. Ich ahnte, daß uns allen etwas Schlimmes bevorstehen würde.

Die Männer fragten nach meinem Vater, und meine Mutter antwortete, daß er auf einem Seminar in Köln sei, die Adresse wisse sie leider nicht. Das fanden sie sehr sonderbar. Meine Mutter erinnerte sich schließlich an den Namen seiner Mitarbeiterin. Sofort rief ein Beamter diese Mitarbeiterin an, erreichte aber nur ihren Ehemann, der mitteilte, daß seine Frau bei meinem Vater sei. Meine Mutter hoffte einen Moment, daß es um eheliche Untreue ginge, aber diese Hoffnung erwies sich als falsch. Die Beamten eröffneten ihr, mein Vater stehe unter Verdacht, eine geheimdienstliche Tätigkeit ausgeführt zu haben. Entrüstet wies meine Mutter diesen Verdacht zurück. Sie äußerte den Wunsch, sich anzukleiden, und zwar allein. Das wurde ihr erlaubt. Danach fragte ein Beamter sie, ob sie mit der Hausdurchsuchung einverstanden sei; wenn nicht, so würde diese auch ohne ihr Einverständnis durchgeführt werden, da ein richterlicher Durchsuchungsbefehl vorliege. Meine Mutter unterschrieb die entsprechende Erklärung. Ein Beamter, der sich als Herr Korff vorstellte, meinte, daß mein Vater sich wohl schon längst in die DDR abgesetzt habe.

Die Durchsuchung der Wohnung war sehr gründlich. Jeder Gegenstand wurde geöffnet und durchsucht, selbst die Niveadose, und ordnungsgemäß an seinen Platz zurückgestellt. Die Beamten gingen vorsichtig und behutsam dabei vor. Einer von ihnen war sehr nett zu mir. Er lobte mich, da ich mich selbständig kämme, sein Junge täte das nie. Am liebsten hätte ich ihn gefragt, ob ich nicht ausziehen und bei ihm wohnen könne. Ich stand am Küchenfenster, schaute zum Himmel und dachte mir, mögen sie doch alle glauben, daß ich nichts mitbekomme, nur weil ich erst neun bin. Aber das stimmte nicht. Ich wußte genau: Mein Vater hatte etwas Schlimmes getan und mußte nun ins Gefängnis.

Die Beamten telefonierten sehr häufig und nahmen auch Anrufe entgegen. Meine Mutter erhielt als Entschädigung für das Telefonieren fünf Mark. Mir fiel dabei ein, daß in den Tagen zuvor ständig das Telefon geklingelt, sich aber nie jemand gemeldet hatte.

Meine Schwester durfte nachmittags zum Geburtstag ihrer Schulfreundin gehen. Einer der Beamten, der zum Polizeipräsidium wollte, nahm sie mit dem Auto mit. Zuvor besuchte sie unsere Oma, um ihr alles zu erzählen. Meiner Schwester wurde auch erlaubt, bei ihr zu übernachten. Wie habe ich sie darum beneidet, dem Ganzen entfliehen zu können. Ich hingegen mußte bleiben. Zwei Beamte, darunter Herr Korff, und die Frau haben die ganze Nacht bei uns gewacht, um auf meinen

Vater zu warten. Er kam aber nicht. Das Bewußtsein, daß Fremde in unserer Wohnung waren, ließ mich nicht einschlafen. Zum ersten Mal in meinem Leben freute ich mich auf die Schule.

Am nächsten Morgen teilte Herr Korff meiner Mutter mit, daß mein Vater wenige Minuten nach acht Uhr am Arbeitsplatz verhaftet worden ist. Er hatte gerade an seinem Schreibtisch Platz genommen, aber nicht einmal seine Aktentasche öffnen können. Er sei überführt, weil er die Telefonnummer der DDR-Staatssicherheit in seinem Notizbuch vermerkt hatte. Herr Korff zeigte meiner Mutter die Geheimnummer: 5589332. Meine Mutter hatte sie auswendig gelernt. Ein ebenfalls verhafteter Atomprofessor, sagte Herr Korff, habe eine cleverere Methode angewandt: Er hatte die Nummer von hinten nach vorn aufgeschrieben. In dem Notizbuch meines Vaters stünden außerdem weitere Adressen aus der DDR. Später zeigte Herr Korff meiner Mutter eine Akte von einem »Unbekannt« und äußerte, daß er das eigentlich nicht dürfe. Sie las in der Akte den Decknamen »Bronze«. Herr Korff berichtete, in der Akte stünde, daß »Bronze« eine USA-Reise gemacht habe, in der CDU, speziell für Kurt Biedenkopf, tätig sei und bei einem Energiekonzern arbeite. Seit Anfang 1978 seien darüber Unterlagen in die DDR gelangt. Das könne nur mein Vater sein, da auf ihn alle Beschreibungen zuträfen.

Die Unterlagen über die USA-Reise wurden tatsächlich gefunden und mitgenommen. Unser gesamtes Geld wurde beschlagnahmt, weil die Beamten davon ausgingen, daß mein Vater es von der Staatssicherheit erhalten hatte. Dies war nicht der Fall gewesen, so daß es später wieder freigegeben wurde. Meine Mutter galt als nicht tatverdächtig.

Ein paar Tage später ließ ein anderer Beamter durchblicken, mein Vater bleibe vorerst in Untersuchungshaft und würde wohl zu zwei Jahren Freiheitsentzug verurteilt werden. Mein eigener Vater war also tatsächlich ein Krimineller und im Gefängnis. Im Gefängnis. Ich hoffte nur, daß es niemand erfuhr, auch wenn es in der Zeitung stehen würde.

Die Schule war für mich in diesen Tagen eine Zuflucht. Die Kinder und Lehrer ließen mich weitestgehend in Ruhe. Es gab einige Mitschüler, die mich fragten, was bei mir zu Hause eigentlich los sei. Ich habe darauf grundsätzlich nicht geantwortet. Was hätte ich auch sagen sollen? Und vor allem habe ich mich so sehr geschämt, daß ich kein Wort herausbringen konnte. Einige Zeit später ließ mir mein Vater ausrichten, daß böse Männer ihn festhielten. Ich glaubte ihm kein Wort. Für wie naiv hielt er mich? Obwohl ich die einzelnen Anklagepunkte nicht kannte, zweifelte ich keinen Augenblick daran, daß er zu Recht im Gefängnis saß.

Ich schaute Manfred Vogel erwartungsvoll an. Sein Kommentar war lapidar: Was sei daran so schlimm? Ja, was eigentlich? Ein Geheimagent als Vater war schließlich interessanter als ein normaler Bankräuber. Spionage besaß ja eine

geradezu mythische Ausstrahlung. Mir fiel keine passende Antwort ein. Es entstand eine Pause. Vogel sagte nur noch, daß nicht die Spionagegeschichte an sich schlimm sei, sondern das, als was sie zu deuten sei: eine Offenlegung meiner schwierigen Familienverhältnisse.

Dann sprachen wir nicht mehr davon und wechselten das Thema.